Grünberger  Wochenblatt.

17. Jahrgang. **№ 50.**

Redaction: Dr. W. Levysohn und M. W. Siebert.

Freitag den **10.** Dezember **1841.**

Braunkohle.

Der neulichen Prüfung des möglichen Einflusses der hier entdeckten Braunkohlen-Läger auf die bestehenden Verhältnisse lassen wir heut den Auszug einer Abhandlung über die Qualite der hiesigen Braunkohle, nach chemischer Analyse, folgen, welche die Herren Apotheker Weimann und Hellwig die Güte gehabt haben, für den Gewerbe- und Garten-Verein auszuarbeiten, und welche letzterer Verein bereits an die Schlesische Gesellschaft in Breslau, als einen für ganz Schlesien wichtigen Gegenstand behandelnd, mitgetheilt hat.

Dieser sehr dankenswerthen Arbeit hat eine doppelt ausgeführte Analyse zum Grunde gelegen, und zwar abgetheilt auf die drei Hauptformen, unter denen die Braunkohle sich hier vorfindet, nämlich: auf Stückkohle, erdige Kohle und bituminöses Holz.

Die Herren Verfasser sprechen sich, der Hauptsache nach, ungefähr folgender Maßen aus:

„Braunkohle ist, wie bekannt, aus Holz gebildet, ihre Bildung hat Aehnlichkeit mit der des Torfes, nur geschieht letztere unter Mitwirkung des Wassers bei mehrerem Zutritt der atmosphärischen Luft, während erstere mehr unter der Erde, vom Sauerstoff der Luft getrennt, erfolgt. Torf geht in der Bildung fort, die der Braunkohle scheint abgeschlossen; in beiden tritt jedoch ihre Verwandtschaft in den, bei ihnen aufgefundenen Bestandtheilen, nämlich: Harz, Erdharz, Humussäure, Humuskohle ꝛc. hervor.

Die Analyse der hiesigen Braunkohle ergiebt folgendes:

In hundert Theilen Braunkohle sind enthalten:

	bei Stückkohle.	bei erdiger Kohle.	bei bituminösem Holze.	
Wasser	35	22	26	Theile.
Wachs	$\frac{3}{4}$	1	$\frac{1}{6}$	=
Harz	$1\frac{1}{3}$	$1\frac{1}{4}$	$\frac{2}{3}$	=
Erdharz	$1\frac{1}{6}$	$4\frac{1}{8}$	$1\frac{1}{6}$	=
Humusextract	$\frac{1}{2}$	$1\frac{1}{2}$	$\frac{1}{2}$	=
Humussäure	10	$37\frac{5}{8}$	6	=
Humuskohle	$45\frac{3}{4}$	21	mit Holzfaser $63\frac{1}{2}$	=
Asche	$5\frac{1}{2}$	$11\frac{1}{2}$	2	=
zusammen	100	100	100	Theile.

Aus dieser Uebersicht ergiebt sich, daß das bituminöse Holz am reichsten an verbrennlichen Substanzen ist, indem es blos 2 pro Cent Asche hinterläßt. Am meisten Harz hat dagegen die erdige Kohle, doch giebt sie fast sechsmal mehr Asche. Die Stückkohle stellt sich als das Mittel in dieser Beziehung dar. Die Humussäure und die Humuskohle wechseln in allen dreien mannichfach ab. Während das bituminöse Holz die geringste Menge Humussäure und die größte Menge Humuskohle mit noch unzersetzter Holzfaser besitzt, findet bei der erdigen Kohle das umgekehrte Verhältniß statt. Die Stückkohle stellt sich hier als der Uebergang dar, wonach das bituminöse Holz sich als der Anfang, und die erdige Kohle

als das Ende der Braunkohlen=Bildung betrachten ließe.

Die geringe Menge Asche stellt das bituminöse Holz als Brennmaterial oben an, der größere Gehalt an Erdharz u. s. w. die erdige Kohle, doch ist die zu pulverige Form dieser als Brennmaterial hinderlich, und die größere Menge Asche unbequem. Dagegen scheint die große Menge Humussäure die Staubkohle als ein vortreffliches Düngungsmittel auf armen Boden zu empfehlen. Kann inzwischen sie hierzu nicht genügend verwerthet werden, so giebt es ein Mittel, sie als Brennmaterial anwendbar zu machen, indem sie, mittelst eines wohlfeilen Bindemittels, in Ziegelform gebracht wird. Es gäbe dies vielleicht Gelegenheit zu einer, von der bergmännischen Förderung getrennten Speculation.

Vergleicht man den Gehalt hiesiger Braunkohle mit den, von anderweiter Braunkohle gemachten und veröffentlichten Analysen durch Wiegmann aus Sösen und Völpke, so stellt sich unsere Kohle als sehr reichhaltig und ein sehr vorzügliches Brennmaterial versprechend dar, was mit dem Urtheile der Herren Bergbau=Beamten in vollkommener Uebereinstimmung steht.

Es blieb nun noch übrig, zu ermitteln, ob sie überhaupt Schwefel enthalte, da ein bedeutender Gehalt desselben ihren Gebrauch für Dampfkessel beschränken würde. Glücklicher Weise war das Resultat dieser Untersuchung ein verneinendes, indem sich kaum 1/3 Theil Schwefel von dem tausendsten Theile der angewandten Kohle ergab, wodurch ihre Anwendung auf keinen Fall beeinträchtigt wird.

Was endlich die Hitzkraft der Braunkohle anbelangt, so lag es, in Ermangelung eines Apparates, außer der Möglichkeit, hierüber eine wissenschaftlich begründete Angabe zu machen. Es muß daher anheimgestellt bleiben, diesen Punkt auf einem mehr empirischen Wege durch Versuche im Großen zu erledigen.

So weit die Herren Weimann und Hellwig.

Später wollen wir einen dritten Artikel über die Bildungs=Perioden der Braunkohle, wie sie durch die Geologie ermittelt sind, folgen lassen.

Die Nichte des Großsultans.

Ein Blatt aus der türkischen Geschichte.

Die Inseln von Painthifos bilden eine Gruppe im Meere von Marmora und liegen nahe an der Enge des Bosporus. Die üppige Vegetation, der frische Odem des klaren Gewässers und die reizende Rundsicht erheben diese Inseln zu einem Garten der Lust, zu einem irdischen Paradiese. Jede derselben wurde ehemals von drei türkischen Soldaten bewacht, welche angewiesen waren, keinem ihrer Glaubensgenossen den Aufenthalt zu gestatten, und so kam es, daß sich vorzugsweise die Griechen in jener schattigen und lieblichen Einsamkeit versammelten.

Im Anfange des Jahres 1831 wurde Mahmud II. über die Anzeichen der Empörung unruhig, welche bei den Sulioten und im Archipel sichtbar geworden, und beschloß, sich persönlich zu überzeugen, in wie fern diese Gährung bei den Griechen in Constantinopel Sympathieen errege. Die entfernteste der Painthifos=Inseln war ihm als der gewöhnliche Versammlungsort vieler derselben bezeichnet worden. Eines Abends verfügte er sich, einzig begleitet vom Sirkiatib, beide als Kaufleute des Fanars verkleidet, den Bosporus entlang bis Kauderli, ließ sich auf die bezeichnete Insel übersetzen und trat ans Ufer. Jubelnde und singende Stimmen, Ausrufungen und Gelächter zogen bald die Aufmerksamkeit des Großherrn auf sich. Er näherte sich und gewahrte bald auf einem runden, von Platanen eingeschlossenen Wiesenplatze eine Anzahl von Griechen, die an der Lebhaftigkeit ihrer Bewegungen und an ihrem unaufhörlichen Geschwätz und Geschrei schon in der Ferne kenntlich waren, und die einen Mann, der auf der steinernen Einrahmung einer Quelle saß, umgaben. Körper= und Fußbekleidung an diesem Manne war die gewöhnliche aller Rajahs; man konnte ihn für einen ausruhenden Schiffer halten, oder für einen Medak, d. h. einem Erzähler von Gewerbe, der die Menge vor den türkischen Kaffeehäusern oder in ihren Fremdenzimmern mit seinen Mährchen und Geschichten unterhält. Jedenfalls aber war er ein Neuling seines Amtes und diente hier zur Zielscheibe des Witzes, welchen alle Versammelten an dem unerschütterlichen Phlegma dieses Mannes, den sie Joakel nannten, in lauten Spottreden übten. Begünstigt von dem blendenden Glanze der Abendsonne, die sich zitternd und die Blicke hemmend auf die Blätter der Platanen senkte, war der Sultan hinter eine dichte Baumgruppe geschlichen, winkte dem Sirkiatib, zurückzubleiben, und konnte hier dem Gespräche, das seine Begierde erregte, unbemerkt und aufmerksam zuhören.

Nach einem allgemeinen Kreuzfeuer von Spöttereien, welches die Gesellschaft wegen einer langweilig vorgetragenen Erzählung auf Joakel richtete, wandte sich dieser Unverwundbare ganz ruhig an einen der lautesten Spötter und sprach in einem sehr naiven Tone: Wenn meine Geschichten dich so schlecht unterhalten, Spiridion Nerulos, warum wählst du denn seit drei Wochen täglich mich und meine Barke, um dich von Pera hieher schiffen zu lassen? Oder solltest du vielleicht ahnen, daß ich noch eine andere Geschichte weiß, die dich und deine Gefährten freilich mehr interessiren würde? Sie rührt noch aus jener Zeit, als ich bei dem jüdischen Arzte Beni-Elniab Specereien rieb und stieß; die klingt freilich ganz anders! — Wie! wurde Joakel unterbrochen, du, ein Christ, hast bei einem Juden, einem Christenfeinde, einem Betrüger gedient! — Man muß leben! — Nun, und wie lautet das Mährchen? fragte Nerulos.

Kein Mährchen, eine wirkliche Begebenheit, die ich selbst mit erlebte. Ihr wißt doch alle, daß Beni-Elniab Leibarzt und erster Arzt des Serails war? — Ja. Was weiter? — Und daß nach dem Sturze Mustapha's IV. alle Frauen dieses Sultans der Wuth des Bairaktar geopfert wurden? — Das wissen wir, rief es ungeduldig von allen Seiten. — Nun wohlan, fuhr Joakel gelassen fort, wenn den Großherrn auch keine seiner Frauen überlebte, so war dies doch mit einem Kinde der Fall, das ihm während seiner Gefangenschaft von einer Sklavin geboren worden. Am Tage, als das Blutbad im Serail vor sich ging, war Beni-Elniab früh Morgens ausgegangen und kehrte erst sehr spät in der Nacht zurück. Am folgenden Morgen erschienen Bevollmächtigte des Bairaktars in seinem Hause, durchsuchten alle Ecken, Gesperre und Behälter, wobei er selbst ihnen behülflich war, und verließen ihn endlich ohne Spur des Verdachtes. Nun vergingen wieder drei Monate in scheinbarer Ruhe. Beni-Elniab spielte den Sicheren, aber er durchwachte die Nächte. Endlich bemächtigte sich Angst und Unruhe seiner so sichtbar, daß auch ich davon angesteckt wurde. In einer Nacht, da ich nicht einzuschlafen vermochte, vernahm ich ein vorsichtiges Pochen an der Hausthür; ich fuhr aus dem Bette, verließ meine Kammer und schlüpfte, im Dunkel tappend, in den Hofraum. Mein Herr, der im Vordergebäude schlief, oder vielmehr wachte, war bereits an der Thür und entriegelte sie leise. Ein Mann, in einen weiten Mantel gehüllt, trat herein. Bei seinem Anblick stieß Beni-Elniab einen halbunterdrückten Schrei aus und zog den Fremden hastig in sein Laboratorium hinein. Kaum athmend schlich ich an die Thür und lauschte durch das Schlüsselloch.

Gott von Sabaoth, was ist geschehen? fragte Beni-Elniab, was führt dich in dieser Stunde zu mir? was willst du? — Dir das Kind wiederbringen, das du mir anvertraut hast, antwortete der Mann, schlug seinen Mantel auseinander und legte einen Säugling in feinen Linnen und mit Goldspangen geschmückt auf den Tisch. — Bist du denn mit der Bezahlung unzufrieden? — Im Gegentheil, sehr zufrieden. — Verlangst du mehr? du sollst es bekommen. — Nein; es ist genug; ich danke dafür. — So gehst du mit dem Gedanken um, mich zu verrathen? — Ich? dein Geheimniß liegt hier begraben — der Fremde legte die Hand ans Herz; aber ich bin Vater, auch ich habe Kinder, Beni-Elniab, dein Gold könnte mich nicht retten, wenn man erführe — und sie würden zu Waisen; ihnen muß ich mich erhalten. — Der Arzt mochte reden, bitten, drohen, versprechen, was er wollte; der Fremde blieb unbeugsam; endlich öffnete Beni-Elniab die Thüren, ließ ihn auf die Straße hinaus, und ich schlüpfte wieder in meine Kammer. Des andern Morgens hatte Beni-Elniab sein Haus bereits verlassen; sein Ausbleiben dauerte immer länger; er wurde nicht mehr in Stambul gesehen. Sein Eigenthum wurde gerichtlich in Beschlag genommen und endlich verkauft. Wurde er vielleicht auf seiner Flucht ergriffen, bestraft? daß weiß wohl Keiner von Euch; ich vielleicht; gewiß aber dünkt es mir, daß jener Säugling ein Kind Mustapha's IV. war.

Gewiß, gewiß! rief Nerulos in Bewegung, es bleibt kein Zweifel. Es war das Kind Mustapha's. Aber weißt du nicht zu sagen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen war? — Wie könnt ich das! Die Nacht, meine kleine Aussicht, das zarte Alter des Kindes, wer mochte da unterscheiden! — O, wenn es ein Knabe wäre, fuhr Nerulos fort und heftete einen Blick des Verständnisses auf seine Gefährten, das gäbe für uns ein herrliches Spiel! — Das ist noch nicht Alles, sprach Joakel weiter, hört mich noch. Gestern Morgens, als ich durch Hassa-Kui, die Judenvorstadt, ging, begegnete mir ein weißhaariger Greis, ganz in Lumpen gehüllt. In dem Augenblicke, als er seinen Fuß auf die Schwelle eines ärmlichen Hauses setzte und sich wegen des Ge-

räuschees meiner Tritte umwendete, erkannte ich in dem Greise — Beni-Elniab.

Beni-Elniab! rief Nerulos mit freudig erstauntem Tone. Sein Blick weilte wie ein Dolmetscher der Geheimnisse auf seinen Cameraden. Dann legte er an den Rand der Quelle eine Hand voll kleiner Kupfer- und Silbermünzen und sprach: Da nimm, Joakel, für deine Mühe und für unsere Unterhaltung. Du kannst jetzt heimrudern, uns ist die Hitze noch zu groß, und wir wollen des Nachts mit dem Boote, das die Soldaten ablös't, zurückkehren.

Der Beschenkte dankte, entfernte sich und ging dem Ufer zu.

(Beschluß folgt).

Die Büffeljagden in Nordamerika.

Die Lieblingsbeschäftigung und Unterhaltung der nordamericanischen Indianer sind die Büffeljagden, aus denen sie, außer dem Vergnügen, den größten Theil ihrer Nahrung und Kleidung ziehen. Diese Jagden werden meist zu Pferde abgehalten, und unglaublich ist es, mit welcher Sicherheit die Jäger Pfeil und Bogen gebrauchen. Im Winter, der in diesen Strichen gewöhnlich lang und streng ist, können die Pferde des Schnees wegen nicht zur Jagd benutzt werden; die Schneeschuhe müssen dieselben ersetzen, mit denen die Indianer pfeilschnell über den Schnee rutschen, immer der Beute gewiß, da die Büffel durch ihre Schwere in den Schnee sinken und so der Lanze oder dem Pfeil nicht entfliehen können. Der Schnee liegt durchschnittlich drei bis vier Fuß, und ist er an den Seiten der Hügel auch zuweilen fortgeweht, so fällt er aber in die Hohlwege und Schluchten, und wenn nun die Büffelheerden von den freigewordenen Weideplätzen aufgescheucht worden, so finden sie gewöhnlich in den Schründen und Klüften, wohin die Indianer sie verfolgen, ihren Tod. Sogleich wird dem gefällten Thiere die Haut abgezogen und den Pelzhändlern verkauft; das Fleisch wird den Wölfen überlassen, welche den Heerden nachziehen, aber auch in großer Menge getödtet werden. Unter den verschiedenen Arten der Wölfe dieser Gegenden ist der weiße der furchtbarste, den man oft in Heerden von fünfzig bis sechszig Stück zusammen antrifft, die in den weiten grünen Prairieen aus der Ferne wie Schafheerden aussehen. Sie sind oft so stark wie die größten neufoundländischen Hunde. Jetzt, wo es an Büffeln nicht mangelt, sind diese Bestien für den Menschen nicht gefährlich, da sie sich von Büffelfleisch nähren; doch werden die Büffel auch über kurz oder lang ausgerottet sein, und dann? Die Wölfe zeigen den Jägern immer die sicherste Spur der Büffelheerden, da sie sich stets in der Nähe derselben aufhalten und sich sogar bis in die dichtesten Haufen wagen. Die Indianer hängen sich daher nicht selten eine Wolfshaut um und kriechen auf Hand und Fuß, bis sie den Heerden so nahe kommen, daß sie die fettesten Stiere herausschießen können.

Wenn die Kühe gekalbt haben, ist es gefährlich, sie zu jagen, da sie dann die Jäger angreifen. Die Kälber sind in den ersten sechs Monden braunroth und unterscheiden sich durchaus nicht von zahmen Kälbern, bis sie ihre dunkle Farbe bekommen. Werden die Heerden, die oft mehre Tausend Stück stark sind, verfolgt, so ist nichts possirlicher als die Sätze und Sprünge der jungen Kälber, die, wenn sie zurückbleiben und die Jäger an ihnen vorüberbrausen, sich auf die vordern Kniee fallen lassen, die Augen schließen und die Nase in ein Grasbüschel stecken, als ob sie sich auf diese Weise verbergen könnten. Sie verlassen diese Stellung nicht eher, als bis man sie angreift. Hält man dem Kalbe die Augen zu und bläs't ihm stark in die Naslöcher, so folgt es dem Pferde des Jägers allein oft mehre Meilen weit bis in den Stall und läßt sich leicht fangen.

Da die Indianer wie die Europäer die Büffel meist blos der Häute wegen hinschlachten, so werden die weiten Ebenen bald nur noch wenige der edlen Thiere aufzuweisen haben; denn Catlin, dessen Werke über Nordamerica's Wilde wir diese Skizze entnehmen, sah selbst, daß ein Haufe von fünf- oder sechshundert Sioux-Indianern nach einigen Stunden Jagd mit vierzehnhundert frischen Büffelzungen in das Lager der Pelzhändler zurückkehrten, für welche sie nur einige Gallonen Brantwein erhielten.

Anekdote.

„Die Dame denkt wie ein Cavallerie-Offizier!" sagte ein alter Major von einer jungen eiteln, festeingeschnürten, gewaltig herausgeputzten Dame, die bei Tische vergeblich genöthigt wurde, zu essen; und auf die Frage: Wieso? — antwortete der alte Haudegen: „Sie denkt, Putzen ist die halbe Fütterung!" —

Verlag von M. W. Siebert. — Druck von Levysohn & Siebert.